

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 298.

Sonntag, 30. Oktober

1932.



durch die Liebe

ROMAN VON FEDOR VON ZOBELTITZ

25. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Jutta schüttelte den Kopf — und lachte plötzlich hell auf. „Sei mir nicht böse, Mama“, rief sie, „daß mich der Humor überwältigt — das ist doch das reine Possenspiel! Wahrhaftig ganz Erlauisch! Was denkt sich denn der Großvater bei der Komödie?“

„Er denkt nur an den Erlenhof. Er möchte ihn männlichen Nachkommen hinterlassen. Die habe ich nicht. Aber vielleicht tußt du ihm den Gefallen! Heirate und kriege einen Jungen. Dann wird er zufrieden sein.“

„Erstens mal — das ist doch die Hauptsache: wo soll ich denn einen Erlau so schnell herbekommen? Ich glaube, es gibt gar keinen mehr.“

„Ist auch nicht nötig. Es soll nur ein Schweizer sein, den Beinamen Erlau kriegt er gratis und franko.“

„Aha!“

„Und wenn es kein Schweizer ist, müßte er es werden!“

„Das wäre zu machen, der Erlenhof ist ein lockendes Objekt. Also sei so gut und verschaffe mir einen Mann, ich habe keinen auf Lager. Dann wohnst du bei uns.“

„Ich denke nicht daran. Ich möchte euch nicht zur Last fallen — und auch meine Freiheit behalten.“

„Dann wären wir aber so weit wie vorher.“

„Doch nicht! Wenn der Großvater dir dein Erbe auszahlt, kann er mich nicht ausschließen. Ich habe den Anwalt befragt. Der meint sogar, ich könnte es auf einen Prozeß antommen lassen. Das will ich aber nicht.“

„Nein, das geht nicht...“ Wieder schüttelte Jutta den Kopf, doch sie lachte nicht mehr... „Es ist eine verurteilte Geschichte“, sagte sie nachdenklich. „Nun kann die Mannsuche losgehen. Vielleicht finde ich in Zürich einen willfähigen Menschen. Aber jeden nehme ich auch nicht. Na und du, mamacita...“ sie gebrauchte gern einmal den spanisch-italienischen Zärtlichkeitsausdruck... „hättest du eine vierte Ehe für so ganz unmöglich? Die drei Geschiedenen sind doch auch noch vorhanden.“

Grittie winkte nur mit der Hand, und Jutta fuhr fort: „Der Beste steht im Reichsdienst, der scheidet leider aus.“

„Sowieso, Jutta.“

Jutta überhörte das und sprach unentwegt weiter: „Onkel Bürgli ist auch dienstlich geknebelt, daher nicht frei für den Erlenhof — bliebe noch Caylus, aber zu dem — nein, zu dem würde ich nicht raten.“

Da hob Grittie den Kopf und sah Jutta prüfend an. „Warum nicht zu dem?“ fragte sie.

Jutta wurde lachend. „Wegen des Geschwindigkeitsschritts“, antwortete sie ganz ernst. „Er wird dir nicht nachkommen — oder er läuft vorbei.“

Dann schwieg sie, warf ihr Buch vom Tisch und hob es wieder auf. Aber ihren roten Kopf sah Grittie dennoch. Sie stand auf, draußen fiel die Haustür zu.

„Du hast recht, Jutta — der Anlauf ist ja nicht

immer das Entscheidende. Ich höre den Großvater kommen. Wir bleiben bei unsrer Absicht. Wir fahren auf ein paar Tagen an den Maggiore.“

„Abgemacht! Ich will nur noch die Bücher einreihen und komme gleich nach. Großvater soll sich umziehen, er muß ja pfeilschnell geworden sein.“

Grittie nickte, und Jutta blieb allein in der Bibliothek. Sie stellte die benutzten Bücher in die Regale zurück, und dabei glitt der Brief von Sixtus Caylus aus Großvaters Schweizer Bibel, in die Grittie ihn gelegt hatte.

Jutta behielt ihn in der Hand. Einen Augenblick kämpfte sie mit dem unwiderstehlichen Verlangen, zu lesen, was Caylus geschrieben hatte. Sie übersog die Adresse, und als sie die Handschrift sah, die großen, runden Buchstaben, die an geschriebenes Mönchslatein erinnerten, wurde das Verlangen ungestüm, den Brief zu öffnen. Geheimnisse konnte er ja nicht enthalten. Sie las ihn und mußte sich setzen. Nun war sie ihrer Sache sicher. Die Mutter hatte über die drohende Zwangsheirat mit ihren geschiedenen Männern verhandelt — das war damals an einem der letzten Augusttage in Interlaken gewesen — und Sixtus und Bürgli hatten sich bereit erklärt, für sie einzutreten. Aber Sixtus brach seine Zusage, aus Gründen, von denen er nicht sprach. Die Hände Juttas tasteten nach dem Herzen — ihr Herz kannte die Gründe. Sie sank im Sessel zusammen, sie wurde ganz klein im Dämmer ihrer Wehmüt und gab einen leisen gluckenden Laut von sich. Ihr war so weinerlich zumute bei dem Gedanken an diese erste Liebe, die so völlig aussichtslos war, daß man sie am besten aus der Erinnerung strich. Doch dagegen wehrte sie sich, weil gerade die Erinnerung so herrlich war — und die Entsagung von so wehem Schmerz. Sie spielte eine feine kleine Tragödie mit sich selbst. Sie küßte den Brief, legte ihn dann sorgfältig in die Bibel zurück und brachte den Schweinsledernen Band an seine alte Stelle. Aber von der Tür aus warf sie dem Schweinsledernen noch eine Kuchhand zu und flüsterte: „Geliebter Sixt, leb wohl...“ Sie wußte gar nicht, wie stolz und glücklich sie in ihrem Herzeleid war.

Herr Ewerle aus Hamburg.

Der alte Erlau hatte nichts gegen den Ausflug an den Maggiore, es schien ihm nur fraglich, ob seine Damen jenseits des Simplon die erhoffte Sonne auch wirklich antreffen würden. Der berühmte ewig blaue Himmel hält sich nicht immer an die italienische Zollgrenze. Erlau fühlte sich wieder ganz gesund, der Wetterumschlag tat ihm nichts, er liebte sogar einen kräftigen Regen — wenn er bis auf die Haut durchnäßt nach Hause kam, mußte der Chauffeur ihm den Leib trocken und blank reiben, dann hatte er ein Naturbad genommen. Auch seine Stimmung war wieder auf der Höhe, er durchsuchte seinen Geldschrank und fand noch zwei

taufendeinhundertundeine Lire, eine Masse von Papierschneide, die er Jutta in die Hand drückte. „Die könnt ihr verkaufen“, sagte er.

Man hatte sich für Ballanza entschlossen. Daß es zunächst anders kommen sollte, wußte man noch nicht. Natürlich legte man für die kleine Reise die Erlenhofers Haustracht ab und nahm einen gemeinsamen großen Koffer mit, der für Jutta auch das stahlblaue Abendkostüm mit schwarzem Strichwerk enthielt, an dem sie besonders hing, weil es dem Onkel Sirtus so gut gefallen hatte. Es nieselte noch bei der Abfahrt, aber hinter dem langen Lötischbergtunnel kroch die Sonne aus den Wolken hervor, und auf einmal strahlte der ganze Himmel und hängte einen leuchtenden Mantel über das sich öffnende Rhonetal. Jutta jubelte, sie war ganz glücklich, nur kam die Freude zu früh. Auf einer kleinen Station gab es unerwartet Aufenthalt, man hörte das Öffnen und Zuschlagen der Coupétüren und die Schaffner rufen — was war denn los? — Ach, du lieber Gott, eine Störung im Simplontunnel, gleich an der Einfahrt, da hatte der Platzregen diese Schuttmassen über die Schienen geschwemmt, die mußten erst fortgeräumt werden — man kam nicht weiter — oder wenn man durchaus und in höchster Eile nach Italien wollte, nur auf einem gewaltigen Umweg. Der Schaffner tröstete: morgen früh schon sei die Strecke wieder frei, jedenfalls müsse man in Brig aus dem Zuge.

Jutta war entgeistert, aber Grittie sagte: „Kind, wir könnten ja mit der Ferkabahn weiter, aber mir ist ein besserer Gedanke gekommen. Vor fünfzehn Jahren, so ungefähr, bin ich einmal im Schlitten über den Simplonpaß gefahren — und oben liegt jetzt sicher tiefer Schnee. Vielleicht gehen auch noch die Autoposten bis zur Grenze, und da finden wir Anschluß nach Domodossola. Jedenfalls schlage ich vor, daß wir in Brig Station machen und Erkundigungen einziehen, ob wir heute noch über den Simplon können.“

Damit war Jutta sehr einverstanden, Tunnel hatte man zur Genüge hinter sich, die freie Fahrt auf der alten Napoleonstraße war entschieden losender. Man fand ein hübsches Quartier in einem reizenden, alttümlichen Gasthof, der früher einmal ein Kloster gewesen war, und bestellte zunächst ein Frühstück; man war hungrig geworden. Währenddessen rief Grittie den Wirt heran und befragte ihn nach Möglichkeiten der Weiterreise. Schlitten waren hier noch nicht zu beschaffen, zuweisen hielten um diese Zeit am Hochjoch ein paar, die man bis zum letzten Schutthaus benützen könne, das sei jedoch zweifelhaft bei den ungünstigen Schneeverhältnissen, die Krasposten seien nur bis Mitte September gefahren, aber die Pferdposten gingen noch bis zum Paß, und dort finde man wohl italienische Autos.

„Nicht zu empfehlen, gnädigste Frau“, sagte vom Nebentische her eine hellklingende Stimme. Da saß ein hochgewachsener, starker Herr ebenfalls beim Frühstück, ein Riese mit fröhlichem Genießer Gesicht und so mächtiger Stirn, daß sie erst auf dem Wirbel zu enden schien, von dem aus der dunkle Schatten abgeschorenen Haars sich über den ganzen Hinterkopf bis zu dem weißrötlichen Ansatze des fleischigen Nackens breitete. „Ach, bitte um Entschuldigung, wenn ich mich in Ihre Unterhaltung mische“, fuhr der Herr fort, „aber ich kenne die Gegend, die Pferdposten sind nicht für Damen, das ist eine ungemütliche Mittelerei, da ist ein Privatauto schon zweckmäßiger, das würde wohl auch zu beschaffen sein — aber, meine Gnädigsten, dann rate ich doch, noch einen Tag zu warten, bis die Sonne siegreicher geworden ist — heute liegen die Berge im dichtesten Nebel — ich komme eben von oben.“

„Danke sehr für den guten Rat“, erwiderte Grittie, „es eilt uns ja nicht — wir wollten nach Ballanza, aber der Tunnel ist gesperrt, soll freilich morgen schon wieder eröffnet werden, so daß wir auch die Bahn nehmen können. Darf ich fragen, wie Sie über den Paß gekommen sind?“

„Ich bin geflogen, gnädigste Frau“, entgegnete der große Herr lächelnd, „und hätte mir damit eigentlich ein Monument verdient. Haben Sie nicht das Brunnen-

denkmal unten auf dem Hauptplatz gesehen? Es gilt einem Flieger aus Padua, der vor achtzehn Jahren als erster den Simplon überflog — damals noch eine Leistung. Heute ist ein Alpenflug schon etwas Alltägliches. Aber es war nicht sehr hübsch zwischen den Nebelmassen — ein kleiner Defekt kam hinzu, so daß ich froh war, auf der Wiese zwischen Brig und Naters niedergehen zu können — eigentlich wollte ich bis Thun.“

Grittie hatte schon oft die Welt aus der Luthöhe genossen, war auch einmal nahe daran gewesen, sich selbst ein Flugzeug anzuschaffen — aber sie wollte ihr eigener Pilot sein, und dazu traute sie ihren Nerven wieder nicht. Jedenfalls interessierte sie die Unterhaltung mit dem Fremden, und auch Jutta hörte angelegt zu — die Drei saßen allein in der freundlichen Gaststube, und das Gespräch flog von einem Tisch zum andern, während man das Frühstück beendete.

Der Herr erzählte, daß er seine Geschäftsreisen häufig im Flugzeug unternahm, diesmal kam er aus Mailand, hatte aber arg mit der Ungunst der Witterung zu kämpfen, es war kein reines Vergnügen gewesen. Doch nun ließen sich vom Barometer ja freundlichere Tage erhoffen, zunächst wollte er nach Thun, wo ihn der Schweizerische Fliegerklub erwartete und er einige neue Modelle zu sehen wünsche, und dann in Etappen über den Bodensee nach München — aber das hatte noch Zeit, vielleicht blieb er auch noch einige Tage im Berner Oberland, um eine kleine Richte zu besuchen. „Wollen die Damen mein Flugzeug sehen?“ fragte er. „Es ist nur ein kleiner Spaziergang.“

O ja, warum nicht? Es war ja wieder ein Prachtwetter geworden, und man hatte nichts zu versäumen. Der Herr erhob sich in seiner ganzen Länge und stellte sich vor.

„Gestatten“, sagte er, „Ewerle aus Hamburg.“

Da zuckte Jutta innerlich und auch ein klein wenig äußerlich zusammen. Sie hatte ein gutes Gedächtnis und brauchte nicht erst lange das Hirn zu durchstöbern. Herr Ewerle, Großkaufmann aus Hamburg, das war der Onkel Hede Stettens, der sie durchaus heiraten wollte. Und den fand man hier in Brig, weil am Simplontunnel die Einfahrt verschüttet war. Oder weil ihn ein Defekt an seinem Flugzeug zu vorzeitigem Lande gezwungen hatte. Jedenfalls eine lustige Zufälligkeit — und Jutta mußte denn auch darüber lächeln, als sie Herrn Ewerle die Hand reichte, und war schon im Begriff, das Gespräch mit angewandter Diplomatie auf die kleine Richte im Berner Oberland zu lenken, doch da sagte Herr Ewerle: „Also gehen wir“ — und öffnete die Tür vor den Damen.

Aber als man durch die Straßen des Städtchens schritt, fand Jutta doch Gelegenheit, den Onkel aus Hamburg näher zu beäugen. Nun ja, er machte immerhin den Eindruck eines Großhändlers von der nördlichen Waterkant, er war nicht übel von Ansehen, ein bißchen dick, dabei doch auch geschmeidig in der Bewegung, und er hatte ein lebendig erzählendes, kluges, rosiges Gesicht mit jugendlichen hellblauen Augen. Selbstverständlich, daß er für Hede zu alt war, die liebte zudem nicht das Massige, und hatte nun ja auch ihren Berliner Statistiker ganz fest an der Angel — ach Gott, der arme bessere Herr, man mußte ihm irgendwie beibringen, daß er sich keine Hoffnungen mehr machen konnte. . . . Vorläufig sprach er unausgeseht, das schien er so an sich zu haben, er hielt sich dicht an Grittie und machte sie auf allerhand Merkwürdigkeiten aufmerksam. Da war beispielsweise der alte verfallene Palast der Stodalper, der ihn zu einem wahren Lobgesang auf den Handel des Mittelalters veranlaßte. „Das waren noch Kaufleute, alle Achtung, diese Stodalper“, sagte er, „sie hatten den ganzen Verkehr von Italien aus und umgekehrt in der Hand — und ohne Eisenbahn und Auto und Flugzeug — über den Simplon hatten sie sich selbst die Fahrstraßen bahnen müssen — am letzten Grenzdorf sieht man noch den riesigen Schuttturm, den sie für ihre Reisenden erbauen ließen. Und dann kam der Verfall.“

(Fortsetzung folgt).

Christian Berg.

Von Lotte Tiedemann.

(Schluß).

Eine halbe Stunde später wußten sie es alle beide. Frau Berg lag auf ihrem Bett und weinte und schrie und wollte niemand sehen. Vor ihrem Bett ging Herr Berg mit langen Schritten auf und ab, auf und ab, vor sich hinhinmurmend: „Verdammtes Pech, verdammtes Pech!“ Er spiegelte sich fünffach in den großen Spiegeln des Toilettenzimmers. Zwei Zimmer weiter schlöste die Schwester mit unendlicher Geduld dem Säugling die Nahrung ein. Sie war innerlich selbst wenig von Mitleid mit den Eltern bewegt, nur das verflümmerte Kind küßte sie zum ersten Male mit großer Innigkeit.

Es kam nun ganz von selbst, daß Schwester Magda im Bergischen Hause blieb. Frau Berg sagte im ersten Schmerz unter Tränen: „Sie müssen immer bei meinem armen Baby bleiben!“ Und sie legte so flehende Wärme in ihren Ton, daß die Schwester ihr Fortgehen gar nicht mehr erwog. Sie richtete sich ein in dem großen weißen Zimmer, ließ ihre Bücher und Bilder kommen und wurde heimisch im Bergischen Hause, gänzlich abgeschieden von den unteren Räumen und dem ihrer Seele so fremden, gesellschaftlichen Getriebe. Sie verhandelte viel mit dem Arzt, lernte mehr und mehr das kränkliche Kind pflegen, und es zeigte sich bald, daß die Stumpfheit des Kleinen begrenzt war; er begann, wenn auch schwerfällig, den bunten Dingen nachzuschauen, lächelte sein armes, blödes Lächeln und kannte die Schwester, wie ein gefangener Vogel seinen Pfleger. Der Körper kräftigte sich auffallend, und nach einem Jahr begann das Kind auf allen Vieren zu krabbeln, wenn auch rudweise und unsicher. Nur sein Weinen blieb klanglos und ungesund, und die Häßlichkeit des verzogenen Gesichtchens glückte sich nicht aus. Frau Berg kam täglich auf wenige Minuten zu dem Kind und riß es meistens mit dem Ausruf: „Armes, armes Baby!“ ungestüm in ihre Arme. Herr Berg sah auch ab und zu nach seinem Jungen und blieb mit hilflosem Gesichtsausdruck stehen, wenn der Kleine getrabelt kam und das Köpfchen an seiner Hand rieb, merkwürdige Töne ausstieß, die Zärtlichkeit bedeuten sollten und wie das Klagen eines jungen Hundes klangen. „Armer kleiner Teufel!“ murmelte Herr Berg, und seine Stimme war voll von einer an ihm sonst nie wahrzunehmenden Güte.

Aber als Christian Berg, so hatten sie ihn genannt, vier Jahre alt war, geriet er leicht in sinnlose Mut, wenn seine flatternden Gedanken von Unverständlichem durchkreuzt wurden. Die Schwester ließ sich psychologisch unterweisen und erspürte den armen kleinen Geist, das dumpfe Empfindungsleben so klar, daß sie des Kindes Wutausbrüche einzudämmen verstand und seinen Schwachsinn manchmal ganz vergaß. Das einzige Wort, das er sprechen konnte, war: „Ma!“ So nannte er sie mit hohem, winselndem Ton und umklammerte ihren Hals, getrieben von einem rührenden Liebesbedürfnis ohne Gleichen.

Doch die beiden Brüder, jetzt acht- und neunjährig, waren in ihrer verständnislosen Wildheit und Neugierde dem Kleinen zu Schreden und Qual geworden, so daß er einmal im unbewachten Augenblick, als ihn die Brüder bewußt reizten, in tierischen Zorn geriet und dem Ältesten so tief in die Hand biß, daß Schwester Magda alle Mühe hatte, die Kinder zu trennen. Wenn auch ursprünglich die Brüder an dem Vorfall schuld waren, so genügte er doch, um besonders in Frau Berg Angst und Unbehagen vor den Ausfällen des Kleinen entstehen zu lassen, und der Arzt riet, das Kind zu seinem eigenen Besten aus dem Hause zu entfernen.

Nach dieser ärztlichen Besprechung lag Schwester Magda abends in ihrem Bett und konnte nicht einschlafen. Eine Straßenlaterne warf gespenstische Schatten entlaubter Bäume an die Zimmerdecke. Im halbhellen Raum stand das Kinderbett an der Längswand. Christian atmete verhältnismäßig ruhig im Schlafe. Von unten drangen schwüle Saxophonklänge, von dumpfem Trommelschlag begleitet, Stimmengewirr und Gelächter in das friedliche Zimmer. Wie welken fern lagen ihr diese Menschen! Warum sich opfern für das Kind dieser kleinen, oberflächlichen Frau? Sie konnte nicht, wie der Arzt heute gemeint hatte, mit Christian in ein kleines Bauernhaus aufs Land ziehen, sich gänzlich trennen von Freunden und geistigem Genuß, allein unter Bauern mit einem schwachsinnigen Kinde leben. Dann mußte das Kind eben in eine Anstalt kommen! Aber würde es da so umhertreiben können? Unter den vielen, vielen Kindern? Und wenn sie nun den Knaben nie mehr sehen würde, nie! Sie fühlte seinen kleinen, armen Mund noch auf ihren Händen brennen! Da überkam sie wieder dieses seltsame, hißsalbaste Empfinden, das sie beim ersten Anblick des

Säuglings schon erschütternd angerührt hatte. Es stieg empor aus den untergründlichen Tiefen ihres Wesens, stark, zwingend, wie selbstverständlich ihren Willen unterjochend, wie ein Ruf auf gottgewolltem Weg, bis sie wußte, daß alles Sträuben fruchtlos war, daß sie diesem armen Kinde unlöslich verbunden blieb, ob sie wollte oder nicht; sie mußte ihm ihr Leben opfern; sie konnte ihn nicht mehr losreißen von ihrem Herzen, und diese Erkenntnis war zugleich ein Entschluß und machte sie ganz ruhig und still im Bewußtsein, irgendwie dem Fingerzeig göttlicher Allmacht zu folgen.

Nach wenigen Wochen war sie schon mit dem Knaben in einem kleinen Odenwaldsdorf untergebracht und bewohnte ein altes, von Herrn Berg mit Sorgfalt ausgesuchtes und erworbenes Bauernhaus. In der Frühe kam ein Landmädchen und tat die Arbeit; den übrigen Tag blieb die Schwester mit dem Kinde allein. Und es war seltsam. Die schlichte Einfachheit der Dinge, der gerade Tisch, das alte Wachsstocksofa, die breiten kleinen, gefälligen Fenster waren dem unsicheren greisenden Knaben freundlich und gingen leicht in sein Begriffsvermögen ein. Die Türen folgten wie liebevoll nachgiebig seinen ungeschulten Händen; die alte Uhr mit dem sichtbaren Ruckel war ihm bald vertraut, und die Schwester zeigte ihm die Röhre auf der Straße, die Hühner und Gänse und ging mit ihm in den Stall, bis er das Bein der braunen Bieste zärtlich umklammerte und die wohlgeruchende Wärme des großen, guten Tieres empfand. Die stillen Wege zwischen den Ädern, die reine Luft, alles half dem Kind zu schlichtem Wachstum. Es lernte noch einige Worte undeutlich stammeln und taumelte an der Hand der Schwester schwankend, aber unwissend glücklich durch Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Und Schwester Magda spürte der verhüllten Seele des Kindes nach, löste behutsam Schleier um Schleier und freute sich am scheuen Regen zartester Kräfte. Sie grub mit ihm im kleinen Garten; er sah allmählich mit wirklchem Blick zu ihr auf und trug ihr unbeholfen, aber im seligen Gefühl, ein Helfer zu sein, Primelpflänzchen und Stiefmütterchen zu. Seine schweren Erregungszustände verschwanden und das, wenn auch blöde, so doch Wohlbehagen ausdrückende Lächeln lag wandellos über seinem armen, kleinen Gesicht. Und für die Schwester glitten die Tage in zeitlosem Frieden dahin. Ihre Seele lebte von der zarten, nur für sie spürbaren Seele des Kindes, vom Läuten der Dorfkirche, von der Weite der Landschaft, und sie, deren Leben bisher nur steter Wechsel und Arbeitshast gewesen war, lebte drei stille, gehaltvolle Jahre in ländlicher Einsamkeit mit Christian Berg.

Als der Knabe sieben Jahre alt wurde, begann er erneut zu kränkeln; der Arzt stellte einen leichten Herzfehler fest, der aber vorläufig ohne Gefahr zu sein schien. Schwester Magda betrachtete das Kind, hörte nachts sein verändertes Atmen, sah den Verfall seiner an sich schon schwachen Kräfte und ahnte, daß ein langames Verlöschen dieser kleinen Flamme kommen würde. Der Arzt berichtete regelmäßig den Eltern und nahm den Fall für weniger bedeutungsvoll an. Aber Schwester Magda fühlte, was kommen mußte. Sie war nicht verzweifelt, nicht furchtsam; sie betete nur in ihrem Herzen, daß dieser kleine Lebensring sich friedvoll unter ihren Händen schließen möge.

Und eines Morgens lag Christian Berg entseelt in seinen Armen. Die Schwester rührte ihn nicht an; sie sah den Tod in seinen offenen Augen und setzte sich an sein Gitterbett, wartend, daß auch ihr diese Stille würde. Sein kleines Gesicht war seltsam ausgeglichen im Tod; sie hatte das Empfinden, daß dieses ernste, unfindliche Gesicht dem ihren ähnlich sein müsse. Sie sah und sah an seinem Bett. Erst als das Landmädchen kam, erinnerte sie sich, daß sie handeln müsse, rief den Arzt, den Pfarrer, telegraphierte den Eltern, still, verhalten und tränenlos. Abends trafen Bergs ein. Die kleine Frau stürmte die Treppe hinauf und riß die Türe auf: „Mein Baby, mein Baby, wo ist es, mein armes Baby?“ Die Schwester erhob sich langsam. Was wollte diese Frau? Sie war ihr fremder denn je. Schwester Magda bedeutete der Erregten zu schweigen und führte sie zu dem toten Kind. Frau Berg fuhr zurück: „Das ist nicht mein Baby, das ist ... wer ist das ...?“ schrie sie auf. Herr Berg trat hinter sie. „Kleiner Rud“, flüsterte er, „weine nicht!“ Und dann, nach einer Weile: „Es ist eine Erlösung, es ist eine Erlösung!“

In der Schwester stieg ein Widerspruch auf, sie bekämpfte ihn und dachte: „Du hörst es nicht, Christian Berg, keiner kannte dich außer mir!“

An einem hellen Sommertag war die Beerdigung. Viele der Bauern folgten. Vor den Türen standen die alten Weiber mit flachköpfigen Kindern und schauten dem Zug nach. Herr und Frau Berg fuhrten im Wagen; die Schwester ging allein gleich hinter dem Sarg; sie hatte es so gewollt. Zwischenflogen die Späßen in die Höhe. „Du liegst immer den Sperlingen nach mit deinem taumelnden Gang, Christian Berg!“

schüttelte die Schwester, und langsam ließen ihr die Tränen über das stille Gesicht. Als man den Sarg vom Wagen hob, dachte sie: „Er ist so prächtig und reich, und mein Kind war so schlicht und arm!“ Die Eltern Berg stellten sich vor dem offenen Grabe auf, die Schwester stand an der Seite und das halbe Dorf um sie herum. Sie hörte abwesend auf den Pfarrer, sah nicht die Bauern, die mit gehobenen Köpfen und hängenden Kiefern dem Vorgang folgten; sie schaute nur mit wunderbar verhaltener Innigkeit auf den Sarg; ihre Seele sprach zum letzten Male zu dem toten Kinde. Herr Berg hob unwillkürlich den Kopf und sah sie an. Dann dachte er: „Sie war gut zu dem Knaben; ich will für sie sorgen, wie ich am besten für sie!“ Und ohne daß er es wollte, fing sein Gehirn mechanisch zu rechnen an. — Frau Berg stand neben einem alten Bauern und sah, wie der Alte seinen Nebenmann anstieß, auf die Schwester zeigte und hörbar flüsterte: „Mer meint, des wär die Mutter; mer meint, des wär die Mutter von dem Kind!“ — Da wandte Frau Berg den Kopf und sah durch ihren schwarzen Schleier die Schwester dort stehen, und durch die kindliche Seele der kleinen Frau zog etwas wie eine heilige Ahnung, daß dort eine Mutter stehe, die nie Kinder geboren habe und doch Mutter sei bis zum letzten Kern ihres Wesens.

Epistel von der Vergänglichkeit.

Von Richard Gerlach.

Man muß im Spätherbst in eine kleine Stadt kommen, um zu spüren, wie das Leben dahingeht. Wenn es ein Ort ist, wo man Kind war und den man jetzt nur noch von Zeit zu Zeit wieder sieht, so merkt man, wie bald junge Menschen herangewachsen sind, von denen man nichts mehr weiß. Es ist doch noch nicht lange her, daß man hier an den Winterabenden im Schatten einer Kastanie zu dem Licht eines Fensters aufpähte, das nun ausging, und dann fiel eine Tür ins Schloß und zwei heiße Hände begegneten sich. Jetzt wartet niemand mehr auf dich, und die Widelskinder von damals wandeln wohl schon dieselben Wege, aber du weißt es nicht. Du zählst auf, die gestorbenen sind, hier kennt man sie alle. Du sinnst denen nach, die verschollen und in fremden Städten verheiratet sind. Alt und würdig sind die Kameraden von damals geworden, ihre Schlafen sind grau, und sie tragen schwer an Ämtern und Gewerben. Dieser hat sieben Kinder; jener ist wegen Betrug ins Gefängnis gesperrt; der dritte fährt den ganzen Tag im Auto und wird nie wieder Zeit haben; einer ist nach Kanada ausgewandert; und von Anne weiß kein Mensch etwas, es heißt, sie sei in der Großstadt verdorben. Die Häuser stehen noch grau und fest, wie sie immer standen, aber sie lächeln dir nicht mehr zu. Zwanzig Geschlechter sind in diesen Mauern jung gewesen und alt geworden, und nach dir wird es genau so sein.

Die großen Städte sind ohne Alter. In ihnen ist alles Wechsel und Unbestand, und sie sind nicht wiederzuerkennen, wenn man sie einige Jahre nicht gesehen hat. Nur der Kern, der aus Jahrhunderten stammt, als die große Stadt noch nicht unübersehbar war, nur die Häuser aus dem Mittelalter sind nicht angetastet. In den großen Städten erfahren wir von den Schicksalen der Menschen weniger. Wenn wir in einer großen schönen Stadt unsere Jugend erlebten, so werden wir nicht so rasch alt, denn wir wissen nicht von allzuvielen, die uns wegstarben, die scheiterten, die verwelkten und verdorrten. Die alten Kirchen tragen auf wie einst und sagen uns nicht, daß etwas anders geworden ist. Und sind wir denn etwa alt? Die paar Jahre bedeuten doch nichts. Man sieht nur einzelne alte Leute sterben, aber kein ganzes Geschlecht. Einige Kinder sind da, aber noch keine junge Generation. Wir sind die Jungen, trotz der grauen Schlafen. So erzieht uns die große Stadt.

Und nun plötzlich kramst du aus der alten Kommode in dem Kleinstadthaus deiner Mutter Dinge, die du einmal aufbewahrt hast und die du längst vergessen hast: ein Geigenkissen aus schwarzem Samt, mit roter Seide gefüttert, das du einst in den Stehtragen stecktest. Ein Herbarium mit Blumen, die du als Knabe gesucht und getrocknet hast, eine Kornblume, Centaurea cyanus, und die Blütenblätter sind noch vom schönsten Blau. Aber die ausgebreitete Glockenblume, campanula patula, ist völlig vergilbt. An einer Stelle war ich dann zu faul, die Klebearbeit fortzusetzen. Schwertlilien und tränende Herzen wußt durcheinander und setzen aus wie Fliegenfutter. Ein halbfertiges Herbarium, eine von den vielen Sachen, die man anfängt und nicht zu Ende führt.

Und dann ist da eine leere Parfümflasche, unverschlossen, aber wenn ich sie an die Nase halte, ist das alte Lavendel-

Wasser immer noch zu riechen. Ein Geschenk, vor zehn Jahren in einer überglücklichen Stunde empfangen. Der Duft ist noch da. Aber Röschen liegt schon neun Jahre auf dem Friedhof. Sie hat keinen Leichenstein bekommen, dafür war kein Geld da, aber ich weiß ihr Grab.

„Das Gras verdorret, die Blume verwelket,“ sagt der Prophet Jesaja. Im dritten Kapitel des Prediger Salomos ist mit brennenden Buchstaben festgelegt, wie alles Tun der Menschen seine Zeit hat, und wie alles eitel ist, und wie wir von Staub gemacht sind. Der Mensch weiß, daß seinem Leben ein Ziel gesetzt ist. Aber er weiß es und will es nicht wissen. Jeder Tag hat seine Last, und das genügt. Wenn man sich einmal vorstellt, wie die Menschen handelten, wenn sie sich wirklich bewußt wären, daß sie nur einmal leben, und daß ein vergeudeter Tag ein für allemal vertan ist, und daß sie nichts mitnehmen müssen, wenn sie fortmüssen: die Geschichte wäre anders verlaufen. Die Völker haben sich stets gegenseitig in den Rauch gehängt, die Knochen zerschlagen und die Lanzen in den Leib gerannt, aus falschem Mund miteinander verhandelt und sich an den Abgrund geritten. Aber hätte der große Eroberer auch Millionen Menschen geopfert, wenn er gewußt hätte, daß er einsam und verbannt sterben würde, und daß alle seine Kriegszüge seinem Vaterlande keinen Vorteil, sondern trotz der Siege nur Jammer und Tod und Verlust brachten? Ist der Ruhm nicht ebenso unbeständig wie das Glück? Ist nicht alles nur Staub?

Weil wir sterblich sind, und es wissen, wollen wir nicht Selbstmord und erstarrt sein, so lange wir leben, vielmehr alles aus uns herausholen, was möglich ist. „Kräftlich sein und sich glücklich tun in seinem Leben,“ empfiehlt der Prediger Salomo. Der Mittag ist heiter, Strom und Berg und Tal sind schön, das Meer atmet in ewigem Gleichmaß, Blumenkelche öffnen sich, die Drosseln schlagen im Frühling, Kinder lachen zum erstenmal, die Kirchenorgel ertönt zum Lobe Gottes, die Wolken segeln durch die Luft, ein Gipfel hebt uns über die Nebel, Tiere heben den Blick zu uns voller Vertrauen, die Sterne funkeln in den Nächten, unser Finger liegt in einem Buch, das uns vorgedacht ist, wir greifen aus den Tasten einen Akkord, der einen toten Meister aufweckt zur Unvergänglichkeit, wir lieben dieses unser Leben, das wir nun einmal haben, und wir werfen es nicht leichtsinnig fort, denn jeder Verdruß verebbt wieder. Die Vergänglichkeit steht uns vor Augen, aber was wir nicht sehen, ist nicht minder da: das Gesetz des großen Zusammenhalts und der Erneuerung, die Unsterblichkeit im kleinsten Keim, der Gedanke der Schöpfung, den wir nie ganz ergreifen können. Wir stehen mitten inne zwischen Geburt und Tod als die Lebendigen, das heißt als die Wirksamen und Hingegebenen, als die Tatkräftigen und Liebenden. Die Gegenwart gehört uns. Was wir daraus machen, liegt an uns. Zappeln und zweifeln wir, trifft die Schuld uns. So breitet unsere Schultern sind, soviel nehmen wir hinauf. So weit wir kommen, schwimmen wir. Wir überbrücken die Zeit. Einmal aber wird die Brücke einreißten, und es wird aus sein. Aber ein Blick und der Klang eines Wortes von uns bleibt zurück und hat Nachfolge.

Seele — Tiere — Blumen.

So oft und so gedankenlos sprichst du das Wort „Seele.“ Man kann es kaum irgendwie näher bestimmen und doch ist es etwas sehr Zerbrechliches und etwas sehr Kraftvolles. Man sieht dem Menschen von seiner Seele nichts an, man spricht auch wenig darüber, auch mit den besten Menschenfreunden nicht. Aber es gibt noch eine andere Art von Freunden, vielleicht die treueren, das sind die Tiere. Mit den Tieren kann man über die zerbrechlichen und gewaltigen Dinge sprechen. Man sieht in ihren Augen auch etwas von dem sehr Reinen, was nicht unbedingt auf die Erde gehört. Man kann mit den Tieren auch ohne Worte reden, und man kann die Sprache und das Schweigen der Tiere verstehen. Die Tiere geben sich so, wie sie sind. Wenn mich ein Pferd liebt, kommt es zu mir und leckt mich; wenn es mich haßt, wird es mich beißen. Es gibt keine Tiere, die sanfte Augen machen, wenn sie einem wehe tun — aber solche Menschen gibt es sehr viele. Man kann auch mit den Blumen über „Seele“ reden, aber nur, wenn sie große Blüten haben, denn durch die Blüte sieht man ein klein wenig von dem Reinen, Fernen. Darum gibt es eine Ähnlichkeit zwischen Tieren und Blumen.

R e e.